

Der Hausfreund.

Tägliche Beilage zur „Altpreußischen Zeitung“.

Nr. 298.

Elbing, den 20. Dezember.

1895.

Madame Weil.

Erzählung von Karl Lanera.

Nachdruck verboten.

3)

Noch einmal sah sie ihn so glühend an, daß er meinte, er müsse auf sie zustürzen, um dieses Feuer durch seine Küsse zu löschen, da nahm ihr Gesicht wieder eine gleichgültig, freundliche Miene an, und lächelnd sagte sie: Vielleicht ist es mir einmal der Mühe werth, Sie zu erproben. Jetzt aber empfehlen Sie sich, setzen sich auf Ihr Pferd und retten Sie gehorsam nach Weinhelm, wie es sich für einen ordentlichen deutschen Offizier ziemt. Adieu.

Ich darf also nicht mehr bleiben?

Nein. Ich will nicht, daß Sie Ihr Gewissen durch eine Pflichtverletzung beschweren. Gehen Sie.

Wenn ich aber gern alle Folgen übernehmen würde, um eine Stunde länger in Ihrer Gesellschaft bleiben zu können?

Das wäre ja sehr kühn von Ihnen. Aber es würde nichts nützen, denn ich habe jetzt mehrere Stunden zu thun. Wir sehen uns vielleicht bei Tisch wieder?

Ich werde zurückfragen, so schnell mein Pferd es vermag.

Also auf Wiedersehen! Damit gab sie ihm die Hand, die er leidenschaftlich küßte. Hierauf eilte er schleunigst durch den Garten nach den Oekonomiegebäuden, sprang gewandt in den Sattel der vom Burtschen bereit gehaltenen englischen Stute und galoppierte davon.

Ein höhnischer Blick der Französin folgte ihm nach, und zwischen ihren Zähnen zischelte sie hervor: Du dummer Stimpel, Du sollst noch ordentlich auf den Veim gehen. Nicht einen Verweis Deines Obersten wird es Dir einbringen, daß Du es gemagt hast, Amelle Weil eine Zurechtweisung zu ertheilen, sondern Deinen Rock, Deinen Stand soll es Dich kosten und Dir noch einige Monate in einem französischen Gefängniß dazu eintragen. Wozu haben wir denn unser strenges Gesetz gegen die Spione?

Damit kehrte sie in das Haus zurück.

Nach kaum zwei und einer halben Stunde kam Lieutenant Kolb auf schweißtriefendem Pferd zurück. Kaum, daß er seinem Burtschen

den Bügel zugeworfen hatte, so eilte er schon in den Garten, in die Laube, auf die Terrasse, überallhin, wo er hoffen konnte, Madame Weil zu begegnen. Er traf sie aber nicht und mußte sich also bis zur Tischzeit gedulden.

Während des Essens setzte sich das Kofettiren der gewandten Französin mit dem jungen Offizier fort, und er merkte nicht im geringsten, daß sie ein häßliches Spiel mit ihm trieb. Je unerbittlicher sie ihm entgegenkam, desto begehrenswerther, desto verführerischer erlitten sie ihm, und mit Gewalt mußte er sich manchmal dazu zwingen, auch der hübschen lebenswürdigen Hausfrau einige Artigkeiten zu sagen, um nicht so sehr gegen den guten Ton zu verstoßen. Bektere befand sich in einer sehr peinlichen Lage. Sie kannte ihre Schwester zu gut, um nicht zu wissen, daß dieselbe keinesfalls fähig war, sich mit einem Offizier in ein leichtsinniges Abenteuer einzulassen, und wenn er auch ein Adonis an Schönheit gewesen wäre. Ebenso klar war sie sich über den Widerwillen, fast konnte man sagen Haß, Amelles gegen alle deutschen Offiziere. Warum aber war sie gegen diesen Lieutenant Kolb so entgegenkommend; warum machte sie ihm solche geradezu lächerliche Avancen? Allmählich kam Frau Richter der Wahrheit etwas auf die Spur, indem sie annahm, ihre Schwester wolle den Lieutenant recht in sich verleben machen, damit er sich zu einer thörichten Aeußerung oder Erklärung hinreißen lasse und sie ihn dann recht verhöhnen könne. Sie selbst suchte daher das Gespräch immer so zu lenken, daß der Offizier keine Gelegenheit zu einer irgendwie zudringlichen Bemerkung gegen ihre Schwester fände. Als Lieutenant Kolb nach der Kaffeestunde in den Ställen nachsah, bat sie überdies Madame Weil, die Sache nicht zu weit zu treiben und doch auf ihre, Frau Richters, Stellung als deutsche Guttsbesitzerfrau auch Rücksicht zu nehmen. Sie erhielt die kurze Antwort: Sei unbesorgt, Gustel, ich weiß das Gastrecht zu ehren. Aber der Man soll an mich denken.

Damit ging die Französin in den Garten und richtete es so ein, daß sie dem von den Oekonomiegebäuden zurückkommenden Offizier begegnen mußte.

Frau Richter fühlte sich durch die Aeußerung ihrer Schwester einerseits beruhigt, andererseits aber gedüngt, da sie sich keine Vorstellung davon machen konnte, was Amelle beabsichtigte.

Fast drei Stunden sah sie weder diese noch den Offizier. Sie erfuhr nur, sie seien in den an den Park angrenzenden Wald spazieren gegangen. Zum Abendessen kamen sie zurück, beide mit gerötheten Wangen, wie wenn sie sich in großer Erregung befunden hätten. Beim Thee wollte die Unterhaltung nicht so lustig in Gang kommen, wie bisher. Nun fuhr der Wagen von Madame Weil vor. Lieutenant Kolb half ihr galant einsteigen. Die Schwestern gaben sich zum Abschied nochmals die Hand. Dann rief die Französin dem Offizier zu, sie wünsche ihm Glück zu dem we'ern Manöver, und fügte schnell, als ihre Schwester dem Kutscher noch einen Auftrag gab, leise bei: Also um ein Uhr Nachts.

Der Lieutenant erwiderte ebenfalls leise, aber doch nicht so vorfichtig wie Madame Weil: Um ein Uhr Nachts. Frau Richter hatte dies verstanden, verräth sich aber mit keiner Miene, wankte ihrer Schwester nochmals zu und der Wagen fuhr ab.

Lieutenant Kolb sprach nun der Hausfrau seinen Dank für die liebenswürdige Aufnahme aus und bedauerte, sich nicht noch einmal am nächsten Morgen verabschieden zu können, aber er müsse um fünf Uhr in Weinheim sein und daher schon früh vier Uhr mit seinen Ulanen abretten. Frau Richter wünschte ihm kurz gute Reise und zog sich in ihr Zimmer zurück. Dort ging sie unruhig auf und ab und überlegte: Was soll das sein? Was hat Amelle vor? Es ist ja garnicht möglich, daß sie ihm um ein Uhr Nachts irgendwo ein Rendez-vous geben will! — Ach, das wird es wohl sein! Sie hat ihn an irgend einen entfernten Platz um ein Uhr Nachts bestellt, um ihn dort umsonst warten zu lassen. Das wird ihm auch nicht schaden. Es ist eine ganz gesunde Strafe dafür, daß er sich durch ein so verbes Kottettiren, welches jeder nur etwas erfahrene Mann leicht durchschaut hätte, täuschen ließ. — Wo sie ihn nur hinbestellt hat? Hoffentlich nicht zu nahe an die Grenze! Wenn er sich verirrt und dabei auf französisches Gebiet gelangte, so könnte er in die größten Unannehmlichkeiten kommen. Die französischen Behörden sind ja seit den ärgerlichen Vorkommnissen mit dem Förster Hofmann im höchsten Grade erregt. Dazu ihre Besorgniß wegen der Grenzübungen der deutschen Cavallerie. Wenn ich nur herausbekommen könnte, wo der Lieutenant hingehen will! Vielleicht kann mir der Kutscher Auskunft geben?

Sie läutete und befahl, den Kutscher Joseph sofort zu ihr zu senden. Derselbe erschien nach wenigen Minuten.

Joseph, ist den Ulanenpferden die nöthige Fourrage abgegeben worden, die sie mitzunehmen haben?

Zawohl, gnädige Frau. Ich habe jedem sein Quantum rechtlich bemessen.

Sorgen Sie noch, daß auch beim Abmarsch noch alles ordentlich zugeht, sagte Frau

Richter. Wissen Sie schon, wann der Lieutenant und seine Leute abziehen?

Ja, gnädige Frau. Die Ulanen reiten morgen früh vier Uhr unter Führung des Gefreiten nach Weinheim.

Und der Offizier?

Der scheint etwas Besonderes vorzuhaben. Soviel ich von seinem Burschen herausbrachte, muß es sich um eine geheime Recognoscirung über die Grenze handeln. Wenn der Herr dabei nur nicht gehörig hereinfällt!

Wieso? Wie kommen Sie zu dieser Ansicht?

Der Bursche muß die Stute des Lieutenants um zehn Uhr Abends bereithalten, und selbst mit seinem eigenen Pferd vollständig abmarschfertig ihn erwarten. Das zweite Pferd des Offiziers nimmt einer der Ulanen mit nach Weinheim.

Woraus schließen Sie denn, daß der Lieutenant über die Grenze reiten will?

Hinüberretten will er nicht. Der Bursche soll ihn nur bis an die Grenze begleiten und dort mit den Pferden warten. Das schreibe ich daraus, daß der Bursche sich wahrscheinlich im Auftrag seines Herrn genau darnach erkundigte, ob nicht in der Nähe des Fußweges durch das Schnepfenholz eine Torshütte oder sonst ein Schutzraum wäre, in dem man zwei Pferde einige Stunden unterstellen könnte. Ich machte ihn auf die Arbeiterhütte im Dickgrund aufmerksam. Er ging zu seinem Herrn und hat ihm meine Angabe voraussichtlich gemeldet. Dann kam er wieder und meldete, ob nicht näher in der Richtung auf Château Moran eine solche Hütte auf deutschem Gebiete stände. Als ich ihm dies verneinte, begab er sich wieder zu seinem Herrn, und ich sah ihn nicht mehr.

Da wird der Offizier wohl nur längs der Grenze recognosciren wollen. So unklug wird er doch nicht sein, daß er sie zu überschreiten mag!

Ich glaube doch, gnädige Frau, denn er hat den Burschen aufgetragen, seine Jagdjoppe und seinen Jagdhut aus dem Koffer zu packen und so mitzunehmen, daß er sie jeden Augenblick zur Hand haben könne. Vielleicht will er beides an der Grenze mit der Uniform vertauschen, um unerkannt jenseits umherwandern zu können.

Das wäre ja Wahnsinn. Gegenwärtig wo alle französischen Douaniers wegen der deutschen Cavallerie-Übungen Tag und Nacht auf dem Posten sind, kann er keine dreihundert Meter gehen, ohne auf einen solchen zu stoßen und seinem Paß gekragt zu werden. Wenn er keinen hat, wird er sofort als verdächtig verhaftet.

Das wird er sicher, gnädige Frau, und wenn sie noch dazu drüben merken, daß er ein deutscher Offizier ist, so schicken sie ihn nach Belfort wegen Verdachts der Spionage, wie sie es kürzlich mit den beiden Holzhändlern aus Mühlhausen gemacht haben, als diese sich verirrt und in den schon zu Frankreich gehörenden Oberwald gerietten.

Da sollte man ihn doch warnen!

Gnädige Frau, dabei kommt man nur

schlecht an. Diese jungen Herren nehmen keinen Rath an. Wer weiß, ob der Lieutenant nicht einen höheren Befehl ausführen muß. Auffällig genug ist es an und für sich, daß man diesmal den so nahe an der Grenze gelegenen Waldhof mit Einquartierung bedacht hat.

Ja, Sie haben recht, Joseph. Wir wollen einfach unsere Pflicht thun und uns um nichts kümmern, was uns nichts angeht. Sorgen Sie nur gut, daß die Wägen vor Ihrem Abmarsch noch alles richtig erhalten, was sie zu bekommen haben. Gute Nacht!

Gute Nacht, gnädige Frau!

Frau Richter konnte ihre innere Erregung kaum so lange bemeistern, bis der Kutscher das Zimmer verlassen. Ein heftiger Zorn hatte sie erfaßt. In Gedanken machte sie ihrer Schwester die bittersten Vorwürfe.

Das ist wirklich zu arg. Das hätte ich ihr wahrlich nicht zugeτραut! Wie konnte ich nur ahnen, daß sie in ihrem Haß soweit gehen würde! Und wie raffiniert sie es angefangen hat! Also nach Moran selbst wollte sie ihn loden! Abscheulich! Sie weiß so gut wie ich, daß jeder Weg, jeder Graben zwischen hier und Moran seit der Nähe der deutschen Cavallerie von den französischen Zollbeamten bewacht wird. Wie hinterlistig sie ihn verlockt hat. Dabei ging sie noch ganz sicher, denn sie rechnete gewiß auf die Discretion des Offiziers, wenn er verhaftet würde. Ich bin auch fest überzeugt, daß er sie mit keinem Worte compromittirt hätte. Dazu ist er zu ehrenhaft.

Was thun? Wie ihn warnen? Wenn ich schreibe, würde ich ja meine Schwester bloßstellen. Das geht auch nicht. — Und zu ihm gehen? Beht? Abends einhalbnacht Uhr? Das geht noch weniger. — Was sollte ich ihm auch sagen, ohne schlechtes Licht auf Amelle zu werfen? — Gott, was thun? — Halt, das geht, ja, ja, das geht!

(Fortsetzung folgt.)

Man nigfaltiges.

* **Mit dem jogen. Affenmenschen,** dem fehlenden Bindeglied zwischen Mensch und Affe, beschäftigte sich vor Kurzem die Berliner Anthropologische Gesellschaft auf Grund der vorliegenden, schon vielfach besprochenen Funde des holländischen Arztes Dubois in Java. Dubois legte seine vielumstrittenen Fundstücke, die aus einer versteinerten, tief braunen, ziemlich flachen Schädeldecke, einem Oberschenkelknochen, der anscheinend pathologische Gebilde zeigt, und zwei Backzähnen bestehen, und die man bisher nur aus Abbildungen kannte, selber vor und suchte in fesselndem Vortrage nachzuweisen, daß es sich hier wirklich um das missing link, das gesuchte Zwitterwesen zwischen Mensch und Affe, das

bislang noch fehlende Glied in der Entwicklung des Affen zum Menschen handle. Die einzelnen Stücke sind 15 Meter von einander entfernt aufgefunden worden, durch Anschwemmungen an ihren Platz gekommen; er ist überzeugt, daß sie einem Körper angehören. Seine Argumentation ist im Wesentlichen folgende: Bei sämtlichen Skelettstücken könnte man im Zweifel sein, ob sie von einem Menschen oder von einem großen, menschenähnlichen Affen stammen. Der Schädel ist als der einer großen, bisher unbekanntem Affenart sowohl von ihm selbst als von Autoritäten, wie Birchow erkannt worden. Aus der Lage des Großhirns schließt nun Dubois, daß der vorliegende Schädel der eines aufrecht gehenden Lebewesens gewesen sei. Die Zähne zeigen eine Form, welche sich an die menschlichen Backzähne anlehnt. Den Oberschenkelknochen könnte man zunächst für den eines Menschen halten. Ein Affe, der einen Schädel von der Kapazität des vorgefundenen hätte, müßte denn auch einen viermal größeren Oberschenkel haben. Wenn man nun von der von keiner Seite bestrittenen Annahme ausgeht, daß beide Reste ursprünglich denselben Körper angehört haben, wenn man ferner berücksichtigt, daß der Schädel nicht der eines Menschen, der Oberschenkelknochen aber menschlicher Art ist, wenn man endlich in Betracht zieht, daß ein zufälliges Zusammentreffen eines unbekanntem Affenschädels und menschlicher Reste in der Lagerung der Funde erscheint, so ergibt sich daraus der Schluß, daß hier die Reste eines Geschöpfes vorliegen, welches ein Mittelglied zwischen Mensch und Affe gewesen ist. — In der Diskussion stellte sich Prof. Mehring im Wesentlichen auf den Standpunkt des Dr. Dubois. Prof. Colman-Basel erkennt gleichfalls die Bedeutung der Dubois'schen Darstellung an, glaubt aber auf Grund der Schaffhausener Skelettfunde an einen mehr pygmäenhaften Urmenschen und ist der Ansicht, daß eher ein kleiner Affe als Uebergangsstadium in Betracht zu ziehen sei. Prof. Birchow macht nach wie vor ernste Bedenken gegenüber den Dubois'schen Theorien, die er im Uebrigen als diskutabel und interessant anerkennt, geltend. Er führte mit überraschender Klarheit den Nachweis, daß der Dubois'sche Schädel auf das allergenaueste mit einem vergrößerten Gibbonschädel übereinstimmt, daß also gar kein Anlaß vorliegt, den Schädel nicht für einen wirklichen Affenschädel zu halten. Ueber den Oberschenkelknochen hat sich Birchow schon früher dahin ausgesprochen, daß dieser zwar menschlichen Ursprungs zu sein scheine, wohl

aber auch einem Affen angehört haben könne. Damit fällt die Nothwendigkeit fort, an einen affenähnlichen Vormenschen zu glauben.

* **Eine Art Damentrieg** setzt zur Zeit die Gemüther Leipzigs in Erregung: Den dortigen Geschäftsinhabern, welche Verkäuferinnen beschäftigen, war ein gedrucktes, von einer größeren Anzahl Leipziger Damen unterzeichnetes Circular zugegangen, in dem sie erucht wurden, Ladenmädchen und Verkäuferinnen in der Zeit, in der sie nicht durch die Kundschaft in Anspruch genommen würden, das Sitzen zu gestatten, da das anhaltende Stehen für Frauen in gesundheitlicher Beziehung von Nachtheil sei und den Grund für das Verbot, sich zu setzen, meistentheils nicht die Rücksicht auf den Geschäftsbetrieb bilde, sondern in einer übertriebenen Vorstellung von Höflichkeit seitens der Geschäftsinhaber gegenüber dem Publikum zu suchen sei. Die unterzeichneten Damen erklären am Schlusse des Circulars, von jetzt ab vorzugsweise nur in solchen Geschäften kaufen zu wollen, in denen den Verkäuferinnen das Sitzen während der Verkehrspausen gestattet und zugleich für hinreichende Sitzplätze hinter den Ladentischen gesorgt sei. Dem Circular lag noch ein Schriftstück bei, in dem sich der Geschäftsinhaber durch Namensunterschrift verpflichten sollte, diesem Wunsche nachzukommen, auch war noch die Bemerkung hinzugefügt, daß die Namen der hierauf eingehenden Geschäftsinhaber veröffentlicht würden. Um zu diesem Circular Stellung zu nehmen, hatte der Vorstand des Vereins selbständiger Leipziger Kaufleute und Fabrikanten zur Wahrung berechtigter Interessen eine Versammlung sämtlicher Inhaber Leipziger Detailgeschäfte einberufen, in welcher nach längerer Debatte, in der das Bestreben der Damen zwar anerkannt, jedoch die hierzu gewählte Form verurtheilt wurde, eine Resolution angenommen wurde, die sich im Princip durchaus damit einverstanden erklärt, daß dem weiblichen Personal so viel Erholung gestattet werde, wie es das Geschäftsinteresse erlaube. Dagegen spricht die Resolution ihre Entrüstung darüber aus, daß man sich in dem fraglichen Circular erlaubt habe, eine Drohung, die dem Boycott gleichkomme, gegen alle Geschäftsinhaber, die weibliches Personal beschäftigen, auszusprechen. Die für das Circular verlangten Unterschriften wurden nicht gegeben.

* **Eine gefährvolle Reise** machte der dänische Dampfer „J. M. Madvig“, der mit einer Ladung Kohlen von Newcastle nach Stettin abging. Am Tage nach der Abfahrt wurde der Sturm so furchtbar, daß alles vom

Deck weggerissen wurde; die See ging so hoch, daß das Steuer zerbrochen wurde und mehrere Matrosen durch herabstürzende Raan und Spiere schwere Verletzungen erlitten. In der Kajüte des Capitains wurde alles zerschmettert; ihn selbst schleuderte der Sturm von der Commandobrücke auf das Deck, wo er lange ohne Bewußtsein liegen blieb. Als er sich erholt hatte, sah er, wie das Schiff steuerlos auf den wüthenden Wogen tanzte. Nach ungeheuren Anstrengungen gelang es ein Noth-Steuerruder zu Stande zu bringen. Nach einigen Stunden wurde jedoch auch dieses zerbrochen. In einem elenden Zustande kam das Schiff endlich in Kopenhagen an; die ganze Besatzung mußte nach dem Hospitale übergeführt werden, denn alle Leute waren mehr oder weniger verletzt. Auf dem Schiffe aber sah es wüst aus: Die Seitenblanken waren zum Theil eingedrückt und die Maschinen total unbrauchbar — das Ganze machte den Eindruck eines Wracks, und es ist als ein Wunder zu betrachten, daß der Dampfer nicht untergegangen ist. Der Schaden an ihm beträgt über 200 000 Kronen.

* **Von den Freuden südamerikanischer Journalisten** erfahren wir aus folgendem Beschrei, das der in Kuritiba (Parana) erscheinende „Beobachter“ ankündigt. „Unsere Post, die wir schon oft in die tiefsten Tiefen der Hölle verwünscht haben, hat uns diese Woche einen erbärmlichen Streich gespielt. Dienstag und Mittwoch kam Post von Europa, vom Norden und Süden. Trotz täglicher Reklamationen ist es uns bis heute Freitag Nachmittag nicht gelungen, unsere Korrespondenz zu erhalten. Der Briefträger, ein sonst tüchtiger Mann, hat Urlaub, sein Stellvertreter ist krank, so sagte man uns, wir sollten warten, bis ein Anderer Zeit hat, uns zu bedienen. Wir haben bei dem Administrator schriftlich reklamirt, ohne auch nur eine Antwort zu bekommen. Am Mittwoch hatte die Post keine 10-Reisemarken, so daß alle Zeitungen mit 20 Reis frankirt werden mußten. Alle Welt beschwert sich über die hiesige Post und doch keinerlei Abhilfe! Um Telegramme bringen zu können, mußten wir von Freunden Rio-Zeitungen borgen, während unsere eigenen die Post festhält. Sind das Zustände!“

Verantw. Redakteur: A. Schulz
in Elbing.

Druck und Verlag von S. Gaarz
in Elbing.